

Dirk Keil

## Nichts blieb, wie es war

Vierundsiebzig Tage im Jahr 1961

### Eine Geburtstagsgeschichte

Es ist Sonntag. Trotzdem ist Reiner Reuter<sup>1</sup> heute schon ganz früh aufgestanden. Er hat Geburtstag und wird dreizehn. 13 Jahre am Dreizehnten - das merkt sich gut. Es ist ein wunderschöner Sommermorgen im August 1961.

Reiner wohnt in Berlin-Treptow in der Mengerzeile 14, erster Stock, Vorderhaus. Gleich um die Ecke ist die Harzer Straße. Vom Balkon der Wohnung kann man von hinten das Schild sehen, das, solange Reiner sich erinnern kann, schon immer dort an der Ecke stand: »YOU ARE LEAVING THE AMERICAN SECTOR / SIE VERLASSEN DEN AMERIKANISCHEN SEKTOR«, steht auf der Vorderseite geschrieben. Gleich daneben steht ein wackeliges Verkehrszeichen und gegenüber das Straßenschild. Ein bißchen weiter weg, dann schon auf der Harzer Straße, ist noch ein Schild: »Achtung! Beide Bürgersteige und Fahrbahn gehören zum Sowjetsektor. Vorgärten und Häuser der rechten Straßenseite gehören zum Westsektor.« Auf dieser rechten Straßenseite, genau gegenüber der Einmündung der Mengerzeile, wohnen Bekannte, die Niebels. Auch Familie Niebel ist zum Geburtstag eingeladen. Für die Feier ist bereits alles vorbereitet. Fünf Torten stehen fertig in der Küche, die Salate sind zubereitet, und die Verwandten und Spielfreunde sind eingeladen. Jetzt muß sich Reiner nur noch waschen und die Zähne putzen, im Wohnzimmer nachschauen, ob Mutter den Frühstückstisch bereits gestern abend gedeckt hat, und danach die Eltern wecken. Dann kann der Geburtstag beginnen. Reiner freut sich schon darauf.

Aber irgend etwas ist anders an diesem Morgen. Es ist Sonntag und noch ganz früh - doch auf der Straße ist es so ungewöhnlich laut. Reiner schaut aus dem Balkonfenster. Das Wetter ist herrlich. Er sieht hinunter auf die Straße. Dann dreht er sich um und geht in das Schlafzimmer, weckt seine Eltern und sagt voll bitterer Ironie: »Ich habe schon mein Geburtstagsgeschenkt.«

Frau Reuter erinnert sich: »Da haben wir gesagt: Wieso? - Na, kommt mal mit auf den Balkon. - Dann sind wir auf den Balkon gegangen, und dann haben wir gesehen, daß da unten Kampfgruppen standen. Da waren sie noch dabei, den Stacheldraht auszurollen. Die waren noch nicht fertig ... Na ja, und dann haben wir uns alle drei umgefaßt - und haben geheult.«<sup>2</sup>

Unten auf der Straße patrouillieren die Soldaten mit umgehängten Maschinenpistolen und errichten quer durch den Kiez eine militärische Absperrung, eine Grenze, die Nachbarn im Ostsektor von den Nachbarn im Westsektor trennt. Die Grenze verläuft mitten über die Straße. Das Schild, gleich vorn an der Ecke, nur ein paar Meter von ihrem Balkon entfernt, ist nun auf einmal unerreichbar fern.

Das »Neue Deutschland« druckt an diesem Morgen auf der Titelseite den Beschluß des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik vom Vortrag ab, der nun in Kraft tritt. Darin heißt es, daß »die Erhaltung des Friedens erfordert, dem Treiben der westdeutschen Revanchisten und Militaristen einen Riegel vorzuschieben«, und weiter: »Zur Unterbindung der feindlichen Tätigkeit der revanchistischen und militaristischen Kräfte Westdeutschlands und Westberlins



Ein Blick in die Mengerzeile noch vor dem 13. August 1961. Der Balkon rechts vom Sektorenschild gehörte Familie Reuter.

wird eine solche Kontrolle an den Grenzen der Deutschen Demokratischen Republik einschließlich der Grenze zu den Westsektoren von Groß-Berlin eingeführt, wie sie an den Grenzen jedes souveränen Staates üblich ist ... Diese Grenzen dürfen von Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik nur noch mit besonderer Genehmigung passiert werden.«<sup>3</sup> Gleich links neben dem abgedruckten Beschluß des Ministerrates findet sich die Erklärung der Regierung der Warschauer Vertragsstaaten, in der eingestan-

den wird, »daß die Ergreifung von Schutzmaßnahmen an der Grenze Westberlins für die Bevölkerung gewisse Unbequemlichkeiten schafft, (daß) aber angesichts der entstandenen Lage ... die Schuld daran ausschließlich die Westmächte und vor allem die Regierung der Bundesrepublik« trifft.<sup>4</sup>

Stacheldraht zerschneidet nun die Stadt auf 45,9 km Länge. Der Durchgangsverkehr von acht S-Bahn- und vier U-Bahn-Linien ist unterbrochen, 62 Straßen zwischen Ost- und Westberlin sind zertrennt.<sup>5</sup>

Die Harzer Straße in Berlin-Treptow wird längs geteilt. Für Reiner heißt das, daß einige seiner Freunde, mit denen er gestern noch ganz selbstverständlich auf dieser Straße spielte, von nun an im »Ausland« leben. Sie werden zu seinem Geburtstag heute nicht mehr kommen können – und Niebels von gegenüber auch nicht. Sondersendungen informieren im Radio über die Ereignisse an den Berliner Sektorengrenzen. Frau Reuter: *»Und dann haben wir das Radio angemacht, und da haben wir dann gehört, was los ist. Dann sind wir nicht mehr vom Radio weggegangen. Wir haben nur am Radio gegangen ... Und wir hatten fünf Torten! Insgesamt wären wir 14 Personen gewesen, und da war die überwiegende Hälfte aus Westberlin: Verwandtschaft und Freundschaft ... Und es war ein herrliches Wetter, weißt du noch? Es war das schönste Wetter. Und ich mit meinen ganzen Torten! Ich denke bloß: Was machst du nur? Ich meine, das war ja alles so unwichtig - aber es geht einem doch durch den Kopf.«*

Die Vorbereitungen zur militärischen Absperraktion, die in dieser Nacht angefallen waren, hatte keiner bemerkt. Um 0.00 Uhr rückten bewaffnete Einheiten der Nationalen Volksarmee und der Volkspolizei aus, um eine endgültige Trennungslinie zwischen den Ost- und Westsektoren zu errichten. Zwischen 1.00 Uhr und 1.30 Uhr wurden die Kampfgruppen in Berlin, Potsdam und Frankfurt/Oder alarmiert und bezogen bald darauf Posten an der Grenze zu den Westsektoren.<sup>6</sup> In Westberlin erhielt die Polizei gegen 2.00 Uhr die ersten Meldungen über Absperrungen des Ostsektors. In den frühen Morgenstunden trafen eine motorisierte Schützendivision sowie Panzer- und Pioniereinheiten der NVA in Berlin ein. Stacheldrahtverhaue wurden angelegt und Spanische Reiter aufgestellt. Um 4.00 Uhr berichtete der RIAS von den militärischen Absperrmaßnahmen. Der Zugverkehr zwischen Ost- und Westberlin war unterbrochen. Viele Menschen standen vor den verschlossenen Zugängen zu U-Bahnhöfen: *»Heute kein Zugverkehr«,* stand

auf provisorisch angebrachten Tafeln. Aber noch trafen einige Flüchtlinge aus dem Osten in Westberlin ein.<sup>7</sup>

Die Situationsberichte, in denen die Bezirksleitung Treptow der SED das Zentralkomitee der SED über die aktuelle Lage informierte, vermerkten für diesen Morgen Erfolgsmeldungen: *»Die Sperrmaßnahmen wurden entsprechend den Festlegungen durchgeführt und gegen 6.00 Uhr beendet. Unter den Arbeitern ... war eine außerordentliche Einsatzbereitschaft ... Bahnhof Treptow: Ca. 8 Jugendliche sangen in angetrunkenem Zustand »Oh, du wunderschöner Rhein ...« (Wurden durch die Agitationsgruppe vom Bahnhof gebracht).«<sup>8</sup> »Bis 5.30 Uhr waren insgesamt 28 Bahnhöfe mit Agitationsgruppen in Stärke von 4-5 Genossen besetzt. Alle für den öffentlichen Verkehr gesperrten Bahnhöfe sowie die Sektorenübergänge sind ebenfalls mit Agitationsgruppen besetzt, die auch im Besitz der Flugblätter sind und laufend zur Verteilung gelangen.«<sup>9</sup> »8.45 Uhr ... S-Bahnhof Baumschulenweg, eine ältere Bürgerin: Sie begrüßt die Maßnahmen, obwohl ihr Sohn, den sie aus Potsdam erwartet, sie jetzt nicht besuchen kann.«<sup>10</sup>*

Später wird man wissen: In Berlin schrieb die DDR an diesem Tag mit Kampfgruppen, Soldaten und Stacheldraht Weltgeschichte: der Kalte Krieg zwischen Ost und West wurde womöglich noch eisiger. Schon 1960 wurde auf einer Beratung von kommunistischen Parteien in Moskau erklärt: *»Im Kampf gegen die aggressiven Bestrebungen des westdeutschen Militarismus fällt der Deutschen Demokratischen Republik eine besonders große Rolle zu. Die Teilnehmer der Beratung betrachten es als die Pflicht aller Staaten des sozialistischen Lagers, aller friedliebenden Völker, die Unantastbarkeit der Deutschen Demokratischen Republik zu schützen.«<sup>11</sup> Vom 5. bis zum 7. August 1961 beriet der Politisch Beratende Ausschuß der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages in Moskau. Er schlug der DDR vor, »zur Sicherung des Friedens in Europa, zur Wahrung ihrer Souveränität und terri-*

torialen Integrität eine verlässliche Bewachung und zuverlässige Kontrolle ihrer gesamten Staatsgrenze einzuführen«<sup>12</sup>. Am 11. August faßte die Volkskammer der DDR die entsprechenden Beschlüsse, und am 12. August unterschrieb der Vorsitzende des Nationalen Verteidigungsrates der Deutschen Demokratischen Republik, Walter Ulbricht, die Einsatzbefehle, mit denen die Nationale Volksarmee, die Grenz- und Volkspolizei und die »Kampfgruppen der Arbeiterklasse« in Bewegung gesetzt wurden.<sup>14</sup> Mit der politischen und organisatorischen Durchführung war der Sekretär des Nationalen Verteidigungsrates, Erich Honecker, betraut.

Familie Reuter hält es in der Wohnung nicht mehr aus. Unten auf der Straße treffen sich Hausnachbarn und Kiezbewohner. Immer noch können sie nicht fassen, was da eigentlich passiert. Die Welt scheint verrückt: Geburtstagsstorten und Stacheldraht, privater Alltag und Weltpolitik – das alles liegt auf einmal dicht beieinander. Noch hoffen alle, daß das, was sie gerade erleben, nicht von langer Dauer sein wird. Frau Reuter: *»Ich habe gedacht, es passiert irgend etwas, daß das wieder rückgängig gemacht wird. Im Grunde konnte man sich überhaupt nicht vorstellen, daß nun Schluß ist und daß man nun nicht mehr in den Westen kommt und daß vom Westen keiner zu uns kommt. Das konnte man sich nicht vorstellen.«* Diese Hoffnung gründete sich auch auf das Erlebnis der Ereignisse vom 17. Juni 1953 in Berlin, als schon einmal die Verbindungen nach Westberlin abriegelt und militärisch bewacht wurden. Nach einigen Wochen jedoch wurde die Sektorengrenze wieder geöffnet. Heute bemerkt Frau Reuter dazu bitter-ironisch: *»Am 17. Juni haben sie schon ein bißchen geübt.«*

Der 13. August jedoch war keine Übung, und die Abriegelung der Grenzen blieb nicht nur vorübergehend. Im Sommer 1961 hatten die Spannungen des Kalten Krieges einen Höhepunkt erreicht. Deutschland und ganz besonders Berlin waren diesen Spannungen in starkem Maße ausgesetzt. Auf kleinstem

Raum konkurrierten hier zwei Gesellschaftssysteme gegeneinander. Westberlin, umschlossen vom sowjetischen Machtbereich, wurde dabei vom Westen massiv unterstützt. Die DDR lief Gefahr, dem wirtschaftlichen Druck nicht standhalten zu können. Ein besonderes Problem für sie stellte dabei die offene, schwer zu kontrollierende Grenze zu Westberlin dar: Grenzgänger, die im Westen arbeiteten und im Osten lebten,<sup>15</sup> Währungsspekulationen und der Exodus qualifizierter Arbeitskräfte in den Westen, die dort für sich bessere Chancen sahen, machten ihr zu schaffen. Hinzu kam der Kampf der Propagandamaschinen. Besonders in Berlin war die »massive antikommunistische Hetze« aus dem Westen erfolgreicher als die Gegenpropaganda der DDR: die Menschen gingen vorrangig von Ost nach West und nicht umgekehrt.<sup>16</sup> Die DDR geriet unter Druck. Die Arbeitsproduktivität ging zurück, und die Versorgungslage der Bevölkerung wurde schwieriger. Diese politische Instabilität in der DDR war vom Westen durchaus gewollt und wurde befördert. West-Berlin wurde intensiv als Operationsbasis für westliche Geheimdienste genutzt. Franz Josef Strauß, 1961 Verteidigungsminister der Bundesrepublik, erklärte im Juli des Jahres, daß man in Kürze mit einem »Bürgerkrieg in Ostdeutschland« rechnen müsse, und bezeichnete in diesem Zusammenhang West-Berlin als »Frontstadt« und »Pfahl im Fleische der DDR«.<sup>17</sup> Aufgrund der wachsenden Spannungen wurden im August 1961 NATO-Verbände in Westeuropa in Alarmbereitschaft versetzt.

In dieser Situation zog die DDR ihre Notbremse. Es ging zum einen um die Sicherung der Macht in den Händen der SED. Zum anderen ging es darum, Ostdeutschland auf Dauer für das sozialistische Staatenbündnis zu sichern. Ein »roll back«<sup>18</sup> des Kommunismus in Mitteleuropa sollte verhindert werden. Mit dem 13. August 1961 wurde ein neuer Status quo definiert - und dafür rollten Panzer, dafür wurden ein Land und eine Stadt zerrissen, dafür wurden Familien, Freunde oder einfach nur Nachbarn auf Dauer

voneinander getrennt - später wurden dafür an dieser Grenze auch Menschen erschossen.

Diese Grenze sieht Familie Reuter nun direkt vor ihren Augen entstehen - eine Grenze, von der sie noch hofft, daß sie nur für kurze Dauer geschlossen sein wird.

Sie stehen auf der östlichen Seite der Straße. Gegenüber, auf der anderen Seite, treffen nun Freunde und Verwandte ein, die herbeigeilt sind, um Familie Reuter zu sehen. Zwischen ihnen verläuft, von Soldaten bewacht, der Stacheldrahtzaun. Familie Reuter hofft, die Freunde ermuntern zu können, doch noch zur Geburtstagsfeier herüber nach Treptow zu kommen. Frau Reuter: »Die konnten ja noch rüber! Offiziell hätten Sie ja noch über den Übergang rübergehen können. An diesem Sonntag konnten sie noch. Aber Kurt [ihr Cousin] hat gesagt: Nein! Ich war in russischer Gefangenschaft. Ich denke gar nicht daran, daß ich auch nur einen Schritt hier rübersetze! Ich weiß ja gar nicht, ob ich wieder zurückkomme. Und dann sind sie natürlich nicht gekommen. Das war ja eigentlich auch klar.« Es wird zwei Uhr. Die Zeit rückt näher, da die Geburtstagsfeier beginnen soll. Viele der eingeladenen Gäste wohnen in Westberlin.

Frau Reuter: »Wir standen unten an der Mauer und haben gedacht: Na, irgendeiner wird ja vielleicht noch kommen. Tante Lotte kam dann, die stand dann auf der anderen Seite. Dann kamen Cosmanns<sup>19</sup> mit Hammele, und dann kamen unsere beiden Mütter ... 14 Personen wären wir ja gewesen.«

Dirk Keil: »Was haben Sie gemacht, als die Gäste dann vom Westen kamen?«

Frau Reuter: »Tja, da haben wir alle geheult, da haben wir gestanden und geheult ... Man konnte sich ja im Grunde erst, als die Mauer da war, da konnte man jemanden mal umarmen<sup>20</sup>. Mit den Stacheldrahtrollen dazwischen war das schwierig, weil man immer aufpassen mußte, daß man nicht in den Stacheldraht rein gerät ... Ja, natürlich hatten die dann auch Geschenke mitgebracht für Reiner. Aber ich glaube, Reiner hat davon überhaupt nichts genossen ... Die

*Geschenke haben sie so [über den Stacheldraht] rübergebracht. Denn der war ja nicht so hoch ... Manche, die sich getrant haben, sind ja auch rübergesprungen, mußten natürlich Angst haben, daß sie da drinnen hängenbleiben. Da mußte man schon ein bißchen sportlich sein. Das waren bloß junge Männer, die das gemacht haben.«*

Dirk Keil: »Wie ging es weiter?«

Frau Reuter: »Tja, das fiel buchstäblich alles ins Wasser, das Abendbrot, alles ... Und wir hatten ja damals noch keinen Kühlschranks. Ich weiß gar nicht, wie wir das überhaupt gemacht hatten? Ich glaube, wir hatten denen was mitgegeben und dem was mitgegeben - über die Mauer drüber, das war ja bloß Stacheldraht - und da haben uns die [Soldaten] eigentlich nicht dran gehindert. Na ja, die waren wahrscheinlich auch selber überrascht, die da hingestellt wurden. Die haben das ja vorher auch nicht gewußt.«

Die »Geburtstagsfeier« am Stacheldrahtzaun ist nur kurz. Freunde und Verwandte aus Westberlin bleiben auf »ihrer« Seite. Nach Treptow, nach Ostberlin zu kommen, erscheint zu riskant. Nach einer Stunde kehren sie zurück in ihren Teil der Stadt, der für Familie Reuter nun unerreichbar fernes Ausland sein wird.

West-Berlin war nun herausgetrennt aus dem Stadtgefüge, war getrennt vom Umland, wurde eingezäunt und später eingemauert. Ost-Berlin, eine Halbstadt, Hauptstadt der DDR genannt,<sup>21</sup> hatte die andere Hälfte der Stadt von sich geschnitten und bezog sich fortan nur noch auf sich selbst. Was dachten die Berliner an diesem Tag? Was ging in ihnen vor? Trauer, Wut, Festsungslosigkeit, Hoffnung? Viele hofften, daß die Westmächte den Überraschungscoup des Ostens nicht hinnehmen würden, hofften, daß sich doch noch alles ändert, daß Berlin und Deutschland doch nicht endgültig zerteilt werden, daß die Menschen wieder zusammenkommen können. Doch die erhoffte Unterstützung fiel zurückhaltend aus. Die Lage war so brisant, daß der Westen eine Eskalation nicht riskieren wollte.

Von Seiten der DDR wurde diese Reaktion später so interpretiert: »Wir hatten berechtigten Grund zu der Annahme, daß es der NATO nicht möglich sein würde, eine derartige Aktion, die sich ja ausschließlich auf dem Territorium der DDR vollzog, mit einer militärischen Aggression zu beantworten. Unsere Informationen besagten, daß sich die USA, die Hauptmacht der NATO, ohne die ein militärisches Vorgehen nicht denkbar war, in Bezug auf Berlin-West von eindeutigen Interessen leiten ließ. Das waren: unveränderter Status von Berlin-West, Anwesenheit der drei Westmächte in Berlin-West, sicherer Verkehr zwischen Berlin-West und der BRD. Keine dieser Interessen wurde durch unsere Grenzsicherungsmaßnahmen verletzt«<sup>22</sup>, erklärte Erich Honecker später.

In der Bundesrepublik schrieb der »Düsseldorfer Industriekurier«: »Eine Wiedervereinigung mit Girlanden und wehenden Fahnen und siegreichem Einzug der Bundeswehr durchs Brandenburger Tor unter klingendem Spiel – eine solche Wiedervereinigung wird es auf absehbare Zeit nicht geben. Wir werden uns auf lange Zeit mit dem Nebeneinander zweier deutscher Staaten abfinden müssen.«<sup>23</sup>

Dirk Keil: »Wie lange haben Sie sich an dem Geburtstag am Stacheldraht getroffen?«

Frau Reuter: »Na ja, eine Stunde etwa. Das ist ja auch ... man steht und heult, und irgendwann kann man einfach nicht mehr. Ich habe dann noch mit Hängen und Würgen und viel Zureden [die Nachbarskinder] dazu gekriegt, daß die noch zu uns kamen. Dann haben wir noch so ein bißchen so Kindergeburtstag am Nachmittag gemacht ... daß Reiner wenigstens ein bißchen [feiern konnte]. Aber ansonsten muß ich ehrlich sagen, da habe ich [keine Erinnerung mehr daran], das ist alles wie ausgelöscht.«

Dirk Keil: »Und wie lief der Kindergeburtstag ab?«

Frau Reuter: »Na ja, da haben wir natürlich nicht mehr gespielt und so. Da haben wir uns unterhalten. Die Rosi war schon 15 Jahre. Der Siegbart, der war etwa so alt wie unserer, ein Jahr jünger, der war

12 Jahre. Na, und die Silvy war auch so etwa in dem Alter, ja, die war 14 Jahre. Na ja, die hatten ja nun auch alle ihre Verwandten auf der anderen Seite und ihre Freundschaften. Nicht nur die Verwandten, die hatten auch Freundschaften. Wir hatten ja auch fast unsere gesamten Freundschaften drüben, schon aus Vorkriegszeiten und dann auch aus der Nachkriegszeit ... die wir heute noch haben.«

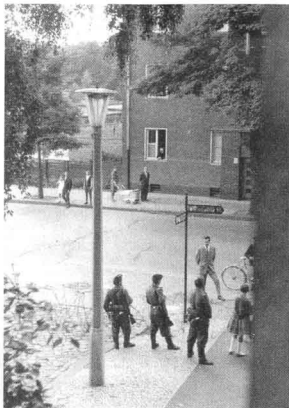
Dirk Keil: »Wie lange ging der Kindergeburtstag?«

Frau Reuter: »Ich möchte sagen, zwei Stunden. Länger auf keinen Fall. Das ist alles untergegangen ... Abends haben wir dann wenig geschlafen. Ich glaube, wir hatten tagelang nicht richtig geschlafen, bis wir überhaupt begriffen haben, daß die Mauer ... daß das wirklich eine Mauer ist ...«

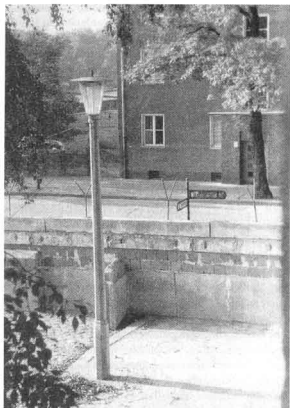
## Balkonbilder

Berlin-Oberschöneeweide am 24. November 1998. Ein gemütliches Wohnzimmer in der Zeppelinstraße. Der Kaffee auf dem Tisch ist kalt geworden, die weiße Kerze inzwischen zur Hälfte heruntergebrannt. Im Zimmer steht ein Aquarium, man hört die Wasserpumpe leise brummen. Eine Stunde hat Frau Reuter von den Erlebnissen am 13. August 1961 erzählt. Mit am Tisch sitzen ihr Mann und Frau Kirmse, eine Nachbarin aus damaliger Zeit. Beide kommentieren und ergänzen mit eigenen Beobachtungen die Erzählung. Jetzt steht Herr Reuter, ein ergrauter, freundlicher und zurückhaltender alter Herr, auf und öffnet den Bücherschrank. Er entnimmt ihm ein hölzernes Zigarrenkistchen, das er auf den Tisch stellt. In dem Kistchen finden sich Plastikköden mit Filmrollen: Kleinbildnegative. Zwischen den Plastikköden, sorgfältig in Zeitungspapierstreifen eingerollt, liegen einige weitere Negative - nur einzelne Filmschnipsel, keine ganzen Filmrollen.

Frau Reuter: »Wenn die das gewußt hätten, daß wir fotografiert haben! Das wäre ... also, dann wären



13. August 1961, vormittags. Die Mengerzeile ist mit Stacheldraht zur Harzer Straße hin abgeriegelt.



Ein letztes heimliches Foto vom Balkon herunter. Wenige Tage später wurde Familie Reuter zwangsumgesiedelt.

*wir eingesperrt worden. Die Negative sind alle auseinander geschnitten, wir haben die versteckt. Können Sie sich ja denken. Und jahrelang haben wir dann selbst gesucht danach. Wir haben die erst gar nicht gefunden.»*

Dirk Keil: *»Wie haben Sie das heimlich gemacht, so daß es niemand gesehen hat?«*

Herr Reuter: *»Na, vom Balkon, über die Brüstung.«*

Frau Reuter: *»Also so, daß man bloß so mit dem Kopf kurz rüberguckt. Also, der Born<sup>24</sup>, der Stasi-*

*mann, der wohnte zwei Treppen über uns, der hat das nicht sehen können ... Also, die Fotos haben wir sozusagen fast blind gemacht.«*

Herr Reuter: *»Man mußte ja auch aufpassen, daß die Soldaten nicht gerade hochgesehen haben.«*

Die Aufnahmen stammen aus dem Sommer 1961. Sie zeigen, wie die Grenze direkt vor dem Balkon der Wohnung Mengerzeile 14 entsteht. Die Negativfilme hat Herr Reuter aber erst Jahre später entwickelt, als sie schon lange nicht mehr im Grenzgebiet wohnten. Von diesen Negativen Papierabzüge

herzustellen, erschien aber immer noch zu riskant, das Risiko zu hoch, daß sie eventuell doch einmal in falsche Hände geraten könnten. So lag das Filmmaterial gut versteckt - und geriet in Vergessenheit, bis es Herr Reuter im Dezember 1994 in dem hölzernen Zigarrenkisten wiederfand. Die Mauer gab es nun schon seit vier Jahren nicht mehr, doch die heute entwickelten Fotos vermitteln einen Blick in die Vergangenheit. Viele von ihnen zeigen ein immer gleiches Motiv: den Blick vom Balkon auf die Straße. Nur ein Detail ändert sich. Zuerst ist auf der Straße nur das Schild zu sehen:

»YOU ARE LEAVING THE AMERICAN SEKTOR / SIE VERLASSEN DEN AMERIKANISCHEN SEKTOR«. Auf einem weiteren Foto zieht sich Stacheldrahtzaun von Bürgersteig zu Bürgersteig. Das letzte Bild zeigt, wie eine Mauer die Straße zur Sackgasse macht.

Auf der anderen Seite der Straße, hinter dem Grenzstreifen, ist ein Haus zu sehen, dessen Eingang direkt zur Mengerzeile zeigt. Durch diese Tür ist Familie Reuter oft gegangen, wenn sie Niebels, die Nachbarn von gegenüber, besuchten. Wenn sie dort aus dem Küchenfenster schauten, konnten sie direkt auf ihren eigenen Balkon sehen. Nachdem dann am 13. August 1961 die Stacheldrahtrollen den Kiez teilten, haben sie von ihrem Balkon aus den Niebels oft zugewinkt. Das war der Kontakt, der ihnen noch blieb. Aber auch das Winken wurde dann auf der ostberliner Seite verboten, so konnten sie nur stumm herüberschauen, wenn ihnen Niebels vom Küchenfenster aus zuwinkten.

Im Winter 1962, da wohnte Familie Reuter schon nicht mehr in der Mengerzeile, schickte ihnen Familie Niebel einen Brief an ihre neue Adresse in der Zepelinstraße. Dem Brief war eine Fotografie beigelegt: ein Blick in die Mengerzeile. Hinter verschneitem Baumgeäst sieht man am unteren Bildrand den Stacheldrahtzaun und gleich links dahinter das Haus Nr. 14. Der Balkon ganz unten gehörte Familie Reuter. Auf die Rückseite der Fotografie schrieb Frau



Ein Foto groß aus dem Westen. Nachbarn schickten dieses Foto der Familie Reuter. Es zeigt die leerstehende Wohnung in der Mengerzeile. Dezember 1961

Niebel: »Ein Ausblick aus unserem Küchenfenster, es soll Sie aber nicht traurig stimmen.«

## Vertreibung

Frau Kirmse: »Was auch noch eine große Rolle gespielt hatte: Es kam, solange wir da noch gewohnt haben, vom Westen immer so ein großer U-Wagen, vom RIAS war der, mit dem Studio am Stacheldraht. Die haben uns immer, also für uns, Nachrichten gebracht - in



*unwahrscheinlicher Lautstärke. Das hat man kilometerweit gehört! Als Anfangssignal war immer dieses Trompetensolo von so einem ganz bekannten, also, was sie heute auch noch spielen, so ein ganz bekanntes Trompetenstück...»*

Frau Reuter: »Verdammt in alle Ewigkeit, der Zapfenstreich.«

Frau Kirmse: »Ja, aus dem Film, oder so was ähnliches. Jedenfalls hat sich das sehr in uns verfestigt. Ich bin vor drei Jahren mit einer Freundschaft von mir, die damals unter uns gewohnt hat, im Vogtland, in Bad Elster [gewesen], und [wir] sitzen im Badecafé und haben da Kaffee getrunken. Und da war so wunderschöne Musik, so leise im Hintergrund, und mit einem Mal ertönt dieses Trompetensolo, und wir fangen beide automatisch an zu heulen - und das nach, na ja, nach über 30 Jahren.«

Auch wenn sich der Alltag nach dem 13. August 1961 langsam wieder normalisierte, es blieb doch nichts, wie es war. Die Erlebnisse dieser Zeit hatten sich so stark eingepreßt, daß einige Klänge ausreichten, um die Erinnerungen wieder wachzurufen: das sehnsüchtige Hinüberschauen über die immer höher werdende Mauer, das Winken von hüben und drüben, die ständige Anwesenheit von Militär im eigenen Wohnviertel, Angsteinkäufe und leere Geschäfte, die sich erst langsam wieder füllten,<sup>25</sup> eine Geräuschkulisse aus »Studio am Stacheldraht«, Kommandosprache und manchmal auch Schüssen. Erzählungen von gelungenen und mißlungenen Fluchten gehörten auch zu diesem Alltag und machten schnell die Runde unter den Anwohnern. Noch war die Grenze durchlässig und bot einige Schlupflöcher. Im Situationsbericht der Bezirksleitung Treptow der SED vom 16. August wird das Zentralkomitee informiert: »Die wichtigste Arbeit war der weitere Ausbau der Sicherungen. Vom Gelände des VEB OLW<sup>27</sup> erfolgten nämlich 3 und in den Morgenstunden 2 geglückte Fluchten durch den angrenzenden Flutgraben. Morgen wird an dieser Stelle restlos dicht gemacht. Am Schlesischen Busch, wo auch noch relativ günstige

Fluchtmöglichkeiten bestehen, glückte heute eine Flucht, eine wurde verhindert.«<sup>28</sup>

Aber auch Soldaten, die an der Grenze eingesetzt waren, um Fluchten zu verhindern, flohen nach Westen. Viele konnten die »tiefe Überzeugung der Kämpfer von der Richtigkeit der Maßnahmen von Partei und Regierung«<sup>29</sup> nicht teilen und sahen im Westen die besseren Chancen für ihre Zukunft.

Frau Kirmse: »Bei uns ist ja auch mal eine ganze Belegschaft [Grenzsoldaten abgehauen]. Die haben alle ihre Gewehre bei uns so an die Hauswand gestellt, und - jupp - weg waren sie.«

Frau Reuter: »Das war, ehe die Mauer höher wurde.«

Frau Kirmse: »Das ging ja im Haus wie ein Lauffeuer rum.«

Aber die Mauer wurde nicht nur höher, es wurde auch das Grenzregime verschärft. Anfangs konnte sich Frau Kirmse noch vom Balkon ihrer Wohnung herunter mit Freunden und Bekannten auf der Westseite unterhalten, »aber nachher, Ende September, Anfang Oktober, war das alles tabu«, erzählt sie. Man durfte nicht einmal mehr winken, und auch einen Staublappen aus dem Fenster auszuschütteln war nicht erlaubt, denn bereits das wurde als verbotenes Winken angesehen. Der Druck auf die Bewohner im Grenzgebiet wurde immer stärker, und es zeigte sich auch immer deutlicher, daß diese Entwicklung anhalten würde. Noch am 17. August wurde in einem Bericht an das ZK der SED bemängelt, daß sich die Bevölkerung über die tatsächlichen Verhältnisse nicht im Klaren sei, wenn sie darauf hofft, »daß unsere Maßnahmen nicht von langer Dauer sein können, bzw. daß die Gegenmaßnahmen der Westmächte bei uns eine Verschlechterung der Lage bringen werden ... Man bezieht sich [unsere Maßnahmen] nur auf die Lösung des Grenzgängerproblems und glaubt an eine Wiederherstellung der alten Zustände, wenn dieses Problem gelöst ist.«<sup>30</sup>

Mehr und mehr wurde jedoch auch den Bewohnern des Grenzgebietes deutlich, daß Hoffnungen auf

eine Besserung der Lage trügerisch waren. Von den Grenztruppen wurden vollendete Tatsachen geschaffen. Frau Reuter berichtet: »Den einen Morgen sind wir aufgewacht ... wir hatten ja gegenüber die Gärten, eine ziemlich große Anlage bis zur Boucbéstraße rüber. Und auch Bodoschones von nebenan, die hatten da unten auch so einen schönen Garten. Da haben auch unser Sohn und der Michael aus unserem Haus [öfter] gespielt. Eines Tages stehe ich [morgens] auf, gucke aus dem Fenster - da waren die ganzen Bäume alle abgeschlagen. Da war nichts mehr. Da haben die das alles dem Boden gleich gemacht, damit sie sozusagen schon eine freie Sicht- und Schußlinie hatten. Da hatten sie Angst, daß da noch einer versucht, rüberzukommen.«

Die Schaffung eines freien Blick- und Schußfeldes war aber nur ein Teil der Maßnahmen, welche die Grenze inmitten der Stadt undurchdringlich machen sollten. Ein großes Risiko für die Wirksamkeit der Grenzsperranlagen wurde von der Führung der DDR auch in der ansässigen Wohnbevölkerung gesehen. Auch wenn man in der DDR-Presse nicht müde wurde, über die große Unterstützung der Bevölkerung für die Grenzsicherungsmaßnahmen zu berichten und deren Verbundenheit mit den Soldaten und Kampfgruppenangehörigen zu betonen<sup>31</sup> - man mißtraute den anwohnenden Berlinern tief. Gerade Anwohner hatten zu dieser Zeit noch die besten Möglichkeiten zur Flucht. Zwar waren die Fenster der Erdgeschoßwohnungen und später auch die in den höheren Etagen zugemauert worden, wenn eine Häuserwand direkt an der Grenzlinie stand, aber die Anwohner kannten ihr Viertel, die versteckten Winkel und Wege und eventuelle Kellerverbindungen nach drüben. Vielleicht wußten sie sogar noch ein offenes Fenster, von dem aus sie direkt in den Westen springen konnten. Diese Risikogruppe wollte man aus dem Grenzgebiet heraushaben.

Frau Reuter: »Und dann, wie gesagt, sind ja die Mieter in diesen drei Etappen rausgesetzt worden. Wir waren bei der dritten Etappe dabei. Die erste Etappe

war am 21. August, wo die, die parterre wohnten, rausmußten. Und am 22. September mußten alle die raus, sechs Familien in unserem Haus, die nächste Verwandte drüben hatten. Und zum Schluß sind wir raus. Da waren [wir] ja nur noch drei Mieter im Haus, all jene, die schulpflichtige Kinder hatten. Na ja, und dann sind wir eben am 25. Oktober rausgekommen.«

Die ersten Zwangsräumungen erfolgten noch, ohne große Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit zu erregen. Da es sich bei den geräumten Wohnungen nur um die unmittelbar am Grenzstreifen gelegenen Erdgeschoßwohnungen handelte, betraf die Räumung vorerst eine geringe Anzahl von Mietern. Auch ist anzunehmen, daß man diese Umquartierungen als eine direkte Notwendigkeit im Zusammenhang mit der Grenzschießung sah. Alle ebenerdigen Fenster und Türen, die dem Westen zugewandt waren, wurden vermauert oder vergittert.

Danach beruhigte sich die Situation für die Anwohner etwas, wenngleich auch die spannungsgeladene Atmosphäre das Alltagsleben im Grenzgebiet weiterhin maßgeblich bestimmte. Für die Anwohner jedoch war schon jetzt deutlich zu spüren, daß ihr langfristiges Verbleiben in den Häusern in unmittelbarer Grenznähe als eher problematisch für die Grenzsicherheit angesehen wurde. Gleichfalls wurde im Verlaufe der nächsten Wochen immer deutlicher, daß diese Grenze für dauerhafte Zeit ausgebaut wurde und daß sich die Bedingungen für ein unproblematisches Alltagsleben eher verschlechtern als verbessern würden. Einige Mieter begannen, andernorts nach Wohnraum zu suchen, aber die Mehrzahl hartete in den Wohnungen aus und hoffte weiterhin auf eine Verbesserung der Lage.

Am 22. September aber begann die zweite Etappe der Zwangsumsiedlungen, und mit dieser wurde absehbar, daß von Seiten der DDR-Führung wirklich die konsequente Räumung aller Häuser in unmittelbarer Grenznähe beabsichtigt wurde. Aus dem Haus Mengerzeile 14, in dem Familie Reuter wohnte, mußten alle - bis auf drei Mietparteien - ausziehen. Die

Räumkommandos kamen frühmorgens und unangemeldet. Den betroffenen Mietern wurden nur wenige Stunden gelassen, ihre Sachen zu packen. Die im Haus verbleibenden Mieter wurden aufgefordert, während dieser Zeit in ihren Wohnungen zu bleiben. Sie konnten so ihren Nachbarn oft nicht einmal Lebewohl sagen, ihnen alles Gute wünschen. Langjährige Kontakte und Nachbarschaftsbeziehungen wurden auseinandergerissen. Kaum einer wußte, wohin die Nachbarn umgesiedelt wurden. Nur zufällig hatte Familie Reuter einige Jahre später eine ehemalige Nachbarsfamilie wieder getroffen.

Frau Reuter erzählt, wie für die im Hause verbliebenen Mieter das Leben stark eingeschränkt wurde: *»Wir durften nicht mehr auf den Balkon raus, nicht mehr rüberzinken und nichts! ... Na ja, da haben wir natürlich gewußt, daß wir irgendwann auch rausmüssen ... Und dann hat man im Grunde wie auf dem Pulverfaß [gelebt].«*

Das endgültige Aus kam am 25. Oktober 1961. An diesem Tag stand Herr Reuter wie immer um 5.30 Uhr auf und wollte zur Arbeit gehen. Um 6.00 Uhr klingelte es an der Tür.

Herr Reuter: *»Da standen vier Mann vor der Tür, einer mit Maschinenpistole, die mir mitteilten, daß wir die Wohnung räumen müssen. Die kamen gleich in die Wohnung rein.«*

Frau Reuter: *»Die haben gar nicht gefragt, ob sie reinkommen dürfen.«*

Herr Reuter: *»Ein Glück, daß du schon angezogen warst ... Der [Kampfgruppenmann mit MPi] ging sofort rein und guckte als erstes auf den Balkon und hat sich dann da hingestellt und aufgepaßt, daß wir nicht vom Balkon springen.«*

Die anderen Personen, zwei Frauen und ein Mann, waren in Zivil gekleidet. Eine Frau stellte sich als Angehörige des Rates des Kreises vor und hatte den Auftrag, den Zustand der Wohnung zu dokumentieren. Die beiden anderen trugen lange dunkle Ledermäntel und waren, so Herrn Reuter, Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit. Unmittelbar

danach kamen sechs weitere Männer, die offensichtlich den Auftrag hatten, baldmöglichst mit dem Ausräumen der Wohnung zu beginnen. Sie hatten mit Teerpappe ausgeschlagene Holzkisten mitgebracht, in die Familie Reuter ihre Wäsche und ihr Geschirr packen sollten. Nach nur kurzer Zeit begann bereits das Verpacken der Wohnungseinrichtung.

Herr Reuter erinnert sich: *»Sie sind da in so einer Situation, wo Fremde in ihren Sachen herumwühlen.«*

Frau Reuter: *»Ich hatte dann, was ich noch an Zeitungen hatte, genommen, um wenigstens das Porzellan einzupacken ... Die Kleider habe ich einfach so, wie sie kamen, aus dem Schrank rausgenommen und in Decken gewickelt, die dann mit Sicherheitsnadeln zugemacht, und die [Umzugsleute] haben es so, wie es war, auf den Laster geworfen.«*

In der Zwischenzeit machten die Mitarbeiter der Staatssicherheit, die den Ablauf der Räumung kontrollieren sollten, eine kurze Pause.

Frau Reuter: *»Die Stasifrau und der Stasimann saßen da, und die hat angefangen, hier auf unserer Couch ihre Schmalzstullen auszupacken und zu essen. Und ich habe nichts gesagt. Ich konnte in dieser Situation überhaupt nicht reagieren.«*

Etwas später verließen die beiden die Wohnung. Der Mann im Ledermantel fuhr mit Herrn Reuter in einem Auto fort, um ihm einige Wohnungen zur Auswahl vorzustellen. Frau Reuter, Reiner und die Transportarbeiter packten weiter ein. Bereits nach zweieinhalb Stunden wurde das erste Möbelstück auf die von der Volkspolizei bereitgestellten Lastkraftwagen verladen. Erstaunlicherweise ist bei dieser hektischen Aktion nicht ein Stück kaputtgegangen. Dazu Frau Reuter: *»Also, das war so: Wir hatten sechs Packer, die früher in Westberlin gearbeitet hatten und die nun durch die Grenze nur noch im Osten arbeiten konnten. Und da haben die uns gleich als erstes gefragt: Sind Sie in der Partei? Und da haben wir gesagt: Nee, wir sind nicht in der Partei.«*

Die Packer haben nicht überall so sorgfältig gearbeitet wie bei Familie Reuter. Nachbarn, Parteimitglieder, hatten durchaus einige Beschädigungen zu beklagen, und das eine oder andere Stück ging auch kaputt. Frau Reuter erinnert sich auch an eine weitere Episode, die zeigt, daß nicht nur die Packer, sondern auch der zur Bewachung abgestellte Kampfgruppenmann wegen der Räumungsaktion und vor allem wegen der Art und Weise, in der sie durchgeführt wurde, ein schlechtes Gewissen hatte: *»Er war todunglücklich mit der ganzen Situation - was die da mit uns machen. Er war sehr, sehr betroffen, wie das vor sich ging. Und deshalb wollte er uns wohl irgendwie helfen ... Er hatte ja nun gesehen, daß wir ein Aquarium hatten. Und wir haben gefragt: Was machen wir jetzt mit dem Aquarium? An Leermachen war ja gar nicht zu denken! Da hat mein Mann gesagt: Das einzige, was wir machen können, ist, es irgendwie zu Omi zu bringen [die einige Minuten entfernt wohnte]. Ja, und da hat der sich erboten, es dahin zu bringen. Der war ja in Kampfgruppenuniform, richtig mit seinem Maschinengewehr. Dann hat er das Aquarium genommen und ist mit Reiner zur Omi gegangen. Der hat bestimmt ganz schön geschleppt. Omi wohnte ja vier Treppen!«*

Nachdem das Aquarium samt Wasser und Fischen bei der Großmutter abgeliefert worden war, kehrten der Soldat und Reiner zur Mengerzeile zurück. Die Oma hatten sie mitgebracht, sie wollte beim Umzug helfen. Gegen zehn Uhr traf Herr Reuter wieder ein. Ihm waren drei Wohnungen gezeigt worden. Ohne Gelegenheit zu bekommen, sich mit seiner Familie noch einmal abstimmen zu können, mußte er sich für eine dieser Wohnungen entscheiden. So stand nun also fest: Der Umzug wird nach Berlin-Oberschöneweide in die Zeppelinstraße führen. Der LKW war fast voll beladen. In nur viereinhalb Stunden war die gesamte Wohnung samt Möbeln ausgeräumt worden. Um zehn Uhr dreißig setzte sich der Umzugswagen in Bewegung. Während der Fahrt saßen Herr Reuter und Reiner neben dem Fahrer im Führerhaus. Frau Reuter stand auf der Ladefläche, und

die Oma saß auf einem Möbelstück neben ihr. Nach der Ankunft wurde der Großmutter von der Ladefläche geholfen. Frau Reuter ging die Wohnungsschlüssel holen, die bei einem der neuen Nachbarn hinterlegt worden waren.

Frau Reuter: *»Dann haben sie die Möbel hochgetragen und die Kisten. Und dann sind die gegangen - und die Möbel standen da. Und wir haben dann bis in die Nacht hin und her geräumt, mal die Möbel nach hier, dann nach da ... Wir mußten ja erst mal sehen, wie wir alles hinstellen konnten! Vor allem mußten wir ja die Betten aufstellen, damit wir schlafen konnten. Aber wir haben ja nicht geschlafen. Ich glaube, wir haben drei Tage nicht richtig geschlafen.«*

Es ist spät geworden. Kaffee und Kuchen stehen noch auf dem Tisch, daneben brennt eine Kerze. Wieder haben Frau und Herr Reuter über Stunden aus ihren Erinnerungen berichtet: Vierundsiebzig Tage im Jahr 1961 - und nichts blieb, wie es war. Was für die Familie mit einer Geburtstagsfeier am Stacheldrahtzaun begann, endete mit der Zwangsumsiedlung in einen neuen Stadtbezirk.

Hier nun sind sie geblieben: Berlin-Oberschöneweide, Zeppelinstraße. Inzwischen hat das Jahr 1999 begonnen. Das Ereignis des Mauerfalls jährt sich im November zum zehntenmal. Lange bevor die Mauer gebaut wurde, 1951, als Reiner gerade einmal zweieinhalb Jahre alt war, hatte Frau Reuter einmal mit der Mutter eines Spielkameraden ihres Sohnes über die politische Situation in der Vier-Mächte-Stadt Berlin gesprochen: *»Da haben wir gesagt: Na ja, unsere Kinder haben ja noch Zeit. Bis die zur Schule gehen, da ist ja alles vorbei, da ist Berlin wieder eins - denn das war ja in vier Sektoren geteilt. Wir haben uns [später] hier [in Oberschöneweide] wieder getroffen. Die wohnen [jetzt] auch hier hinten. Und dann haben wir so oft davon gesprochen - denn unsere Söhne sind ja inzwischen über 50 Jahre alt.«*

Reiner wird im Sommer 51. Er lebt heute in Berlin, am Rummelsburger See. Damals, zu seinem 13. Geburtstag am 13. August 1961, erhielt er von

seinen Verwandten aus Westberlin sein Geschenk über den Stacheldrahtzaun herübergereicht: ein schnittiges Spielzeugauto aus Blech.

Seinen Geburtstag im letzten Jahr hat er in seinem Kleingarten im Plänterwald gefeiert. Die gesamte Familie machte ihm ein gemeinsames Geschenk: ein 200-Liter-Aquarium mit Fischen.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Die Namen aller im Text erwähnten Personen wurden anonymisiert, soweit es sich nicht um Personen des öffentlichen Lebens handelt.

<sup>2</sup> Das Interview, aus dem in diesem Text zitiert wird, wurde vom Autor am 24. November 1998 geführt. Anwesend waren, neben dem Interviewer, Frau und Herr Reuter sowie Frau Kirmse, eine frühere Nachbarin aus dem Grenzgebiet.

<sup>3</sup> Neues Deutschland vom 13. August 1961.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Vgl. Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen (Hg.): Verletzungen der Menschenrechte seit der Errichtung der Mauer, Bonn/Berlin 1962, S. 17f.

<sup>6</sup> Der Alarmbefehl für die Kampfgruppen der Kreiseinsatzleitung Pankow sah folgende Bewaffnung vor: »An Munition sind in den Hundertschaften in versiegelten Munitionskisten mitzuführen: pro Waffe ein Kampfsatz scharfer Munition (z. B. Karabiner 10 Schuß und je MG 200 Schuß Platzpatronen. Die Einsatzbereitschaft der Maschinengewehre zum Schießen mit scharfer Munition als auch mit Platzpatronen ist zu gewährleisten.« (Hartmut Mehls [Hg.]: Im Schatten der Mauer. Dokumente. 12. August bis 29. September, Berlin 1990, S. 24).

<sup>7</sup> Angaben nach: Der Tagesspiegel vom 15. August 1961 und Joachim Heise/Jürgen Hoffmann: Fragen an die Geschichte der DDR, Berlin (Ost) 1988, S. 144.

<sup>8</sup> Mehls, a. a. O., S. 44.

<sup>9</sup> Ebd., S. 43.

<sup>10</sup> Ebd., S. 45.

<sup>11</sup> Erklärung der Beratung von Vertretern der kommunistischen und Arbeiterparteien, November 1960 in Moskau, Berlin (Ost) o. J. (1961), S. 30.

<sup>12</sup> Joachim Herrmann (Hg.): Deutsche Geschichte in 10 Kapiteln, Berlin (Ost) 1988, S. 457.

<sup>13</sup> Der Nationale Verteidigungsrat war im Februar 1960 von der Volkskammer gegründet worden. Ihm oblag die einheitliche Leitung aller Verteidigungs- und Sicherheitsmaßnahmen.

<sup>14</sup> Vgl. Herrmann, a. a. O.

<sup>15</sup> Aus offizieller DDR-Sicht stellte sich das folgendermaßen dar: »Einige Bürger der DDR hatten bisher ihre Arbeitskraft in Westberlin verkauft, in dortigen Wechselstuben mit Schwindelkurs ihr Gehalt vervielfacht und damit billiger und besser in der DDR gelebt.« (Heise/Hoffmann, a. a. O., S. 146). Zwischen 1949 und dem 13. August 1961 haben 2.686.942 Menschen die DDR verlassen, davon haben 1.649.070 den Weg über Westberlin genommen. (Vgl. Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen [Hg.]: Dokumente zur Deutschlandpolitik, IV. Reihe, Band 6 [1961], Frankfurt/Main 1975, S. 1591). - Seit dem 11.12.1957 galt laut »Gesetz zur Änderung des Paßgesetzes der DDR« das unerlaubte Verlassen der DDR und Ostberlins als »Republikflucht« und wurde mit Strafe bedroht.

<sup>17</sup> Vgl. Heise/Hoffmann, a. a. O., S. 147-148.

<sup>18</sup> »Roll back« bezeichnet die vom amerikanischen Außenminister (1953-59) J. F. Dulles propagierte Strategie zur Zurückdrängung des Kommunismus. Das Konzept ging von der nuklearen Überlegenheit der USA aus und schloß die Bereitschaft, einen Krieg zu riskieren, mit ein.

<sup>19</sup> Name geändert.

<sup>20</sup> Der Stacheldraht wurde erst nach und nach durch eine Mauer ersetzt. Diese Mauer war in der Harzer Straße anfangs etwa hüfthoch und wurde dann später immer weiter aufgestockt.

<sup>21</sup> In einer Rede vor der Volkskammer der DDR am 04.10.1960 bezeichnet Walter Ulbricht Berlin als »Hauptstadt der DDR«.

<sup>22</sup> Heise/Hoffmann, a. a. O., S. 146.

<sup>23</sup> Ebd., S. 150.

<sup>24</sup> Name geändert.

<sup>25</sup> »Der Verkauf hat sich weiter normalisiert. Die Höhe der Bestellungen beim Großhandel geht nur langsam zurück. Die Verkaufsstellen legen sich die geforderten Sicherheitsbestände an. In solchen Warenarten wie Kaffee, Schokoladenerzeugnisse, Zigaretten, ist ein hoher Umsatz zu verzeichnen. Der Nachschub ist gesichert. Bei Spirituosen und Wein ist seit Sonnabend ein hoher Umsatz vorhanden; die Auslieferung an den Einzelhandel erfolgt nach Plan. Der Flaschenverkauf aus Gaststätten ist eingestellt. Bei Hülsenfrüchten, Haferflocken und Makkaroni kann der Bedarf nicht gedeckt werden; die Auslieferung erfolgt nach Plan. Kartoffeln werden heute 2 kg auf Abschnitt S 10 aufgerufen. Die Lösungen gegen die Hamsterer werden langsam aus den Schaufenstern zurückgezogen.« (Mehls, a. a. O., S. 97).

<sup>27</sup> Volkseigener Betrieb Omnibus- und Lastkraftwagenwerk.

<sup>28</sup> Mehls, a. a. O., S. 76.

<sup>29</sup> Ebd., S. 129.

<sup>30</sup> Ebd., S. 85.

<sup>31</sup> »Die Verbindung mit der Bevölkerung kam etwas zögernd zustande, wurde aber dann, als die ersten Beispiele in der Presse popularisiert waren, immer breiter und herrlicher [sic!]. In den Begegnungen mit der Bevölkerung wurden viele unklare Probleme durch das konsequente Auftreten unserer Kämpfer und ihre politisch richtige Argumentation geklärt. Durch Blumen, Geschenke und andere Aufmerksamkeiten anerkannten die Einwohner die Einsatzbereitschaft unserer Kämpfer. Politisch besonders wirksam und eindrucksvoll für die Genossen Kämpfer war der Kontakt mit den Jungen Pionieren und dem Jugendverband. Fast jedes Kind brachte ein persönliches Geschenk (liebevoller Kinderzeichnungen und Bastelarbeiten) für die Genossen Kämpfer mit. Sie drückten in Gedichten und Liedern ihre Dankbarkeit aus. Viele Pioniergruppen verpflichteten sich, dem Beispiel der Genossen Kämpfer nachzueifern und gute Lernergebnisse zu erreichen.« (Ebd., S. 129).